

The background of the entire cover is a black and white zebra stripe pattern. The stripes are thick and wavy, creating a strong visual rhythm. A light blue rectangular box is centered in the upper half of the cover, containing the author's name and the title. A dark green diagonal banner is located in the lower half, containing the text 'LESEPROBE'. At the bottom center, the publisher's name 'SEPTIME' is printed in a simple, sans-serif font.

MARKUS BUNDI
WILDE TIERE

ROMAN

LESEPROBE

SEPTIME

© 2024, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Gudrun Schury, Bamberg
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Umschlagbild: © i-stock
Druck und Bindung: Florjančič tisk d.o.o.
Printed in the EU

ISBN: 978-3-99120-037-6
www.septime-verlag.at
www.facebook.com/septimeverlag
www.instagram.com/septimeverlag

Markus Bundi

Wilde Tiere

Roman



Im Schirmständer stehen dieselben beiden Exemplare wie vergangene Woche. Ein schwarzer, Marke Dutzendware, und ein kunterbunter Regenschirm, der einem zu verstehen gibt, fester Bestandteil des Museums zu sein. Beide befinden sich seit längerer Zeit in dem Abtropfbehälter. Es sei denn, der schwarze Schirm würde gelegentlich durch einen anderen schwarzen Schirm ersetzt. Das bliebe wohl unbemerkt. Bedenkt man das Wetter der letzten Tage, überrascht die Dauerpräsenz des Duos doch sehr. Ein Stillleben. Männlein und Weiblein? Kein Regenschirm hat ein Bewusstsein, geschweige denn ein Geschlecht. Sind einfach da. Schon immer.

Und dennoch ist mir, als sprängen mich die beiden an. Ich hätte nicht hinschauen sollen?

Es ist einfacher, sich den Kopf zu zerbrechen, wenn etwas geschieht. Aufgekratzt zweier Regenschirme wegen? Sie empfangen jeden in diesem Museum, unaufgeregt und zuverlässig. Nein, sie empfangen niemanden. Es sind nur Dinge. Sind einfach da.

Das Halstuch habe ich anbehalten. Ausnahmsweise. Die Dame an der Garderobe hat meinen Mantel entgegengenommen, jedoch nicht mit der gewohnten Freundlichkeit. Zerstreut hat sie gewirkt, nicht ganz anwesend, ist bei meinem Namen ins Stottern geraten.

Alle vom Personal wissen, dass ich der Assinger bin. Ich komme jeden Donnerstagmorgen. Seit einer halben Ewigkeit.

Der Geruch in der Eingangshalle ist der vertraute. Könnte einem aufstoßen, säuerlich und süßlich zugleich, an Südfrüchte gemahnend, künstlich, so oder so. Aber allemal besser als früher, da noch das ganze Museum, als ob es mit Javelwasser geschwemmt würde. Die Zeiten bleichen aus, die Duftnoten der Putzmittel ändern sich. Ist das jetzt eine Kokosnote, Mango? Hauptsache, der Mief der Jahrhunderte wird während der Besuchszeiten übertüncht.

Der Raum ist in das immergleiche sterile Licht getaucht. Auch das. Ist es ausnehmend still? Ist es nicht. Wer hinhorcht, hört immer etwas. Gilt selbst dann, wenn das Gehör nachgelassen hat. Im Alter hört man anders. Die Erfahrung spielt einem gern Streiche. Ich verpasse so einiges, kriege dafür anderes mit, auf das ich verzichten könnte. Intimes oder Unerfreuliches. Und ein Übermaß an Banalitäten. Gehe auf Distanz, überlasse mich dem Grundrauschen. Das gelingt fast immer. Es sei denn, mehrere Menschen betreten im Gleichschritt das Museum.

Drehe mich um, wie es auch zwei andere Besucherinnen in meiner Nähe tun. Wir werden einer jungen Frau und eines Mannes gewahr, dicht gefolgt von zwei Polizeibeamten. Was uns da seine Aufwartung macht, kommt nicht von ungefähr, ist von offizieller Stelle und ganz bestimmt nicht zum Vergnügen hergeschickt worden. Das sieht man den Gesichtern an.

Hausmeister Binz ist zur Stelle, begrüßt die vorderen zwei per Handschlag, sagt etwas, gestikuliert, gibt Zeichen, das Quartett möge ihm folgen. Das ist der Binz, der Mann, der wie Majestix, auf einen imaginären Schild gehoben, Anweisungen gibt oder auch, wenn es die Situation erfordert, zielbewusst voranschreitet, den Zollstock im Anschlag. Polizei im Haus, die Direktorin nicht zur Stelle, da macht Meister Binz den Bückling. Gravitätisch, auch das, mit aller Akkuratessse, das muss man ihm lassen.

Vielleicht bin ich der Einzige in diesem Museum, der nicht überrascht ist. Es musste einmal so kommen. Der große Kunstraub. Über Nacht. Alle Sicherheitsvorkehrungen überwunden. Ein Mausclick genügt. So geht das heute. Auch ohne Maus. Kein grobes Gerät mehr erforderlich, ein Computer und der passende Kopf dazu. Und ein zweiter Kopf, der weiß, was es hier zu holen gibt.

Kunstverstand braucht es allerdings keinen mehr. So ein Museum zeigt seine Schätze, ein Preisen und Werben. Präsenz markieren, weltweit, darum geht's. Und den Fahrer nicht zu vergessen. Die FahrerIn? Wie im Film. Den SUV in der Tiefgarage nahe dem Aufzug geparkt, dann geht das ruckzuck, was auch immer SUV heißen mag. Ein Kleintransporter hätte es auch getan. Heutzutage aber fährt alles SUV.

Nehme mich an der Hand. Das tue ich im Museum häufig. Greife mit der Linken nach meiner Rechten,

halte mich am Familienring, am Topas, den ich von Großvater, als er im Sterben lag, geschenkt bekommen habe. »Du hast die Erde, hast den Himmel, und deine Geister obendrein«, so lautet die Formel, der Wappenspruch der Familie Assinger ... dachte ich, bis mir meine Ex-Frau das Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff unter die Nase hielt. Die ersten Jahre fand sie es rührend, dass mir Großvater das *Gemüt* der Droste untergejubelt hatte, worin der Topas, oh Wunder, auch eine Rolle spielt. Da war sie auch noch meine Frau, nicht meine Ex. Später fand sie es nur noch peinlich, wenn ich nach dem Ring griff und meinen Text aufsagte. Ich litte an einem Tick, meinte sie, ich verhielte mich wie ein Süchtiger, der von seiner Droge nicht loskomme, obwohl – wissenschaftlich erwiesen – von solch einem Stein keinerlei Wirkung ausgehe.

Leide ich? Nicht mehr als andere. Und gewiss nicht des Ringes wegen. Halte weiter daran fest, am Topas wie am Familienmotto, sage die Worte für mich auf, für niemanden sonst. Die Assingers setzten schon immer auf die Vorstellung. Abgesehen davon, die Droste war eine richtig gute Lyrikerin und sie starb in Meersburg, exakt an dem Ort, wo mein Großvater fünfzig Jahre später zur Welt kam. Den Blick auf den Bodensee gerichtet, hinüber nach Konstanz, da ballen sich die Kräfte, die Sinne werden geschärft und der Zauberspruch liegt sogleich auf der Zunge: »Du hast die Erde, hast den Himmel, und deine Geister obendrein.«

Stehe vor der großen Orientierungstafel und studiere die Lauf- und Fluchtwege. Ich kenne in diesem Museum jeden Winkel, vor so einer Grafik jedoch lässt sich neu denken. Bleib erst einmal hier, sage ich mir, verhalte dich unauffällig. Der rote Punkt da, das bist du – »Ihr Standort«.

Hat man einen fixen Punkt ausgemacht, lässt sich dazu alles in Beziehung setzen.

Die vier Ebenen des Museums sind perspektivisch elegant übereinandergelegt, so gegeneinander verschoben, dass leicht zu erkennen ist, wo die Sonderausstellung sich befindet, wo die aktuelle Auswahl der Sammlung, wo das Restaurant, die Terrasse, der Museumsshop und die Eingangshalle, dasselbe gilt für die Tiefgarage, ganz zuunterst, versteht sich. In der Vertikalen eingezeichnet die Aufzüge und, so scheint es auf den ersten Blick, die Toiletten. Sie finden sich alle in derselben Ecke, Hafen für Hafen, man schifft der Schwerkraft gehorchend, außer in der Tiefgarage. Da sucht man an der entsprechenden Stelle vergebens. Ohne Frage befindet sich auch dort ein Raum, womöglich mit technischen Anlagen oder auch nur mit den Abflüssen des von oben Kommenden. Was sich darin auch immer befinden mag, der Raum ist öffentlich nicht zugänglich – und deshalb nicht eingezeichnet.

Der bunte Plan dürfte für polizeiliche Ermittlungen wenig hilfreich sein. Was vor mir abgebildet ist, zeigt nur einen Teil der Gegebenheiten, nicht das Büro der Direktorin, nicht die Küche des hauseigenen Restaurants, weder die Werkstatt von Meister

Binz noch Archive oder Abstellkammern. Dafür sind die Notausgänge überdeutlich in Großbuchstaben markiert: EXIT. So heißt hierzulande eine Sterbehilfeorganisation.

Die Beamten in Zivil kommen auf mich zu, gehen an mir vorbei, bleiben wenige Schritte von mir entfernt stehen. Sie gibt die Chefin, der andere, ein Jüngling Ende zwanzig vielleicht, ist ihr zugetan, die Aufmerksamkeit in Person. Sie spricht, er nickt. Wir sind vorübergehend in Arrest genommen, auch wenn die Kommissarin dafür andere Worte wählt. Man will die Besucher der Reihe nach einzeln befragen. »Wir schließen die Tore, keine Lautsprecherdurchsage vorerst.« Verstehe schon, Panik gilt es zu vermeiden. Es folgen weitere Anweisungen, die ich nur in Fragmenten aufschnappe, von Hunden ist die Rede, und die Susi müsse her.

Befehlsausgabe mit Kurzhaarschnitt, gefällt mir, erinnert mich an eine der Tagesschausprecherinnen. Angekündigt ist ein Kapitalverbrechen. Der Bericht steht noch aus. Einzeln befragen. Der Reihe nach. Jede und jeder im Haus ist verdächtig. Noch aber schwebt über allen die Unschuldsvermutung.

Zu einem Ereignis gibt es ein Davor und ein Danach. Die Kurse fallen, die Kurse steigen. Sterne gehen auf, Schiffe gehen unter. Nackte Zahlen und bunte Bilder. Menschen werden abgewählt, Brücken wieder aufgebaut. Demonstration und Manipulation. Opfer sind zu beklagen, Täter zu fassen. Manchmal auch nicht zu fassen. Jeder Tag hat seine Ereignisse und das Journal dazu.

Grad vorgestern, in der Früh, wurde ich Zeuge, wie zwei Nachtfalter sich paarten. Das bekommt kaum jemand mit, es sei denn, sie haften noch an der Glasscheibe, wenn das Licht angeht, verharren Hinterteil an Hinterteil, scheinbar reglos. Was wie eine Spiegelung aussieht, ist die Vereinigung zweier Wesen. Ein Akt. Die Umstände und die Tat. Manchmal spricht man von Kausalität, dann wieder von einem Beziehungsdelikt. Im nächsten Augenblick ist die Glasscheibe wieder nur Glasscheibe, keine besonderen Vorkommnisse.

Die Zeit vergeht ruckartig, in Schüben. Glaube ich. Wir schließen die Augen, damit sie zerfließt. Kapital und Verbrechen sind wie siamesische Zwillinge.

Habe den Aufzug betreten. Lasse das Halstuch fahren und drücke einen der Knöpfe. War das eben ein Zittern? Nachlassende Fingerfertigkeit, Wackelkontakte zur Unzeit, das Abenteuer des Alterns. So ist das. Auf dem Weg nach oben komme ich wieder zu mir. Ich wollte nicht rausgeworfen werden. Keinesfalls. Hätte doch, als zu spät gekommener Gast, gleich wieder hinauskomplimentiert werden können. Ausschlussverfahren. Und hätte die Fortsetzung verpasst, den Gang der Ermittlungen.

Dagegen hat sich mein Körper zur Wehr gesetzt, befördert mich, beide Hände in den Hosentaschen, in die zweite Etage, auf direktem Weg in die Sonderausstellung.

Und wer, bitte schön, soll das alles wieder sauber machen? Das fragt hier keiner. Dafür bin ich zuständig, ich und die anderen drei der Putzkolonie.

So geht das eigentlich nicht, doch so geht es seit immer.

»Blitzeblank« soll es jeden Morgen sein, das ist das Wort der Direktorin. Blitzeblank bei Türöffnung. Befehl und Selbstverständlichkeit in einem. Schließlich werden wir nicht umsonst schlecht bezahlt.

Ich bin mit dem Glasreiniger unterwegs, außerplanmäßig. Hat gestern nicht mehr für alles erreicht. Kein Wunder. Die eine Kollegin im Urlaub, die andere krankgeschrieben. Und Nummer vier ist nicht hier.

Noch nicht. Die kommt immer erst später.

Wer schon mal Vitrinen gereinigt hat, weiß, wie es um die Luft in Innenräumen bestellt ist. Jede Lüftungsanlage eine Dreckschleuder. Zum Glück hat uns der liebe Gott so schlechte Augen gegeben. Da sieht man lange nichts, als wäre da nichts, außer eben Luft.

Doch wehe, da fährt ein Glas dazwischen, eine Scheidewand, undurchdringlich, aber eben durchsichtig. Ist das Glas blitzeblank gerieben, sieht man nichts, kein Dazwischen, keine Grenze.

Aber nie für lange.

Gilt für Türen wie für Fenster, und besonders für Vitrinen- oder Museumsglas.

Der Trick von Museumsglas? Es spiegelt nicht.

Oder fast nicht. Der Blick soll ungehindert zum Bild dahinter gelangen. An der Empfänglichkeit für all das, was da in der Luft schwebt an Partikeln, Viren, Sporen, Mikroben, Nanos, was weiß ich, ändert das jedoch nichts. Museumsglas ist genauso pflegeintensiv wie jedes andere, nur ein bisschen teurer.

Die Vitrinen sind zum Glück über die Jahre weniger geworden. Hängt mit dem Ausstellungskonzept zusammen ...

... oder so.

Auch in einem Museum gibt es Trends und Moden. Das ist wie mit den Geschenken. Auf die Verpackung kommt es an. So erkläre ich mir das.

Egal, was da ausgestellt wird – mehrheitlich immer wieder derselbe Kram –, wichtig hingegen ist, wie die Ware präsentiert wird. Gelingt es dem Menschen nicht, sich selbst ins rechte Licht zu rücken, versucht er's halt mit Kunst.

So eine Museumsvitrine ist steter Eintrübung unterworfen, all den Auswürfen und Befleckungen ausgesetzt. Niest einer, dann niest einer. So jemand interessiert sich nicht dafür, wo sein Rotz landet. Ist selten geworden, dass einer die Hand noch vor die Nase nimmt oder ein Taschentuch zückt.

Und überhaupt, wen stören die eigenen Fingerabdrücke auf fremden Vitrinen?

Wie viel Glasreiniger wir im Jahr verputzen?

Wie viel ist ein Hektoliter?

Sind das nun hundert Liter oder tausend?

Habe ich mir nie merken können. Tausend Liter pro Jahr sind es aber schon. Und da ist die Reinigung der Außenscheiben nicht eingerechnet. Damit haben wir nichts zu tun. Da fahren die Jungs mit schwerem Geschütz auf. Früher marschierten die zu jeder Jahreszeit einmal an. Inzwischen kommen die Hebebühnen nur noch nach dem Pollenflug zum Einsatz.

Die Direktorin hat schon länger keiner Offerte von einem dieser Putzinstitute mehr nachgegeben. Kam gelegentlich vor. Schon. Ja, Geld sparen leicht gemacht. Darauf stehen auch Museumsdirektorinnen.

Aber wie ihre Vorgänger hat auch sie die letzte Übung schnell abgebrochen. Auswärtige Billiglohnkräfte kommen nicht einmal in die Nähe von blitzblank! Wer die Scheiben lediglich mit Glasreiniger besprüht und die Flüssigkeit hernach mit einem Lappen verteilt, hat nichts verstanden. Reinigen heißt nicht umverteilen, sondern den Schmutz entfernen. Da gilt es nachzufassen, beim zweiten Mal das Glas mit reinem Wasser zu benetzen und geduldig zu polieren.

Nicht mit Leitungswasser! Da ist der Kalkgehalt in fast allen Landesteilen zu hoch. Gefiltertes, reines Wasser. Ja, das kostet. Kostet Zeit und Geld.

Und die Moral von der Geschicht'?

Wer vor der Einsparungsübung entlassen wurde, wird höflich gebeten, doch bitte wieder zurück zur

hausinternen Putzkolonnen zu stoßen. Habe ich mir zweimal schon gefallen lassen, gegen eine Lohnerhöhung, glasklar.

So ist unser jetziges Quartett entstanden, oder genauer: zu einer Viererbande geschrumpft. Wir sind unterbesetzt. Chronisch. Aber wem erzähle ich das!

Wenn da eine Horde Beamter das Gebäude in Beschlag nimmt, dann nimmt eben eine Horde Beamter das Museum in Beschlag, denn das tun diese Menschen nicht ohne Grund. Muss was Schlimmes geschehen sein, wenn die Polizei in aller Frühe ihre Aufwartung macht.

Hat alles seine Ordnung, seine Richtigkeit, sprich Mord. Mord in der Herrentoilette, das hat sich schnell herumgesprochen. Die Quelle ist der Zwerg, vermute ich, nein, weiß ich, denn ich war's nicht ...

... oder doch Greta?

Da wird in alle Richtungen ermittelt, sämtliche Korridore und Säle müssen mit schweren Stiefeln abmarschiert werden. Da wird viel Staub aufgewirbelt.

Die haben auch ein Pulver dabei, wohl für die Fingerabdrücke, wie im Fernsehen!

Und einen Spürhund. Den hab' ich allerdings nicht gesehen, nur gehört.

Hunde sind im Gegensatz zu Polizeibeamten im Museum verboten. Deswegen bringe ich Merkel, solange ich hier arbeite, auf die Terrasse. Meister Binz duldet keine Ausnahmen. Da ist er streng, unser Mann vom Hausdienst.

Hinz und Kunz, das Duo infernale im Haus, wehe, wenn sie losgelassen. Man hüte sich vor dem heiligen Zorn des Hausmeisters. Exerziert zuweilen mit liegengelassenen Regenschirmen durch die Flure oder schwingt seinen Zollstock, als wär's das Szepter des Fürsten.

Hat er erst seinen Gesellen zusammengestaucht, wirst du das nächste Opfer sein.

Ich bin ein wenig aus der Fassung.

Ist aber hausgemacht, weiß ich, weiß ich längst, dank meiner Hundetherapeutin.

Nehme das mit dem Zwerg wieder zurück. Ich meinte unseren Wärter. Das Männlein. Auch nicht gut. Er steht nicht im Walde, hat auch kein Mäntlein um, und es kennt ihn, soviel ich weiß, niemand beim Namen, dennoch ist er der ruhende Pole.

Scherz, Tschuldigung.

In jedem Haus gibt es jemanden, der sich sorgt, die Dinge im Blick hat. Greta, die Frau vom Museumsshop, erzählte mir einmal von den Hausgöttern, wie sie im alten Rom verehrt wurden. Nicht Piraten, Peraten oder so ähnlich heißen die. Das Gegenteil von Freibeutern, ohne Augenklappe oder Holzbein.

Unser Wärter aber, der vor uns allen schon hier war, steht da, unauffällig, wie ein Museumsstück. Ist eben nicht nur Wärter, sondern auch Wächter. Darauf haben sich Greta und ich geeinigt. Sagt dieser Mann, es sei ein Mord passiert, dann ist ein Mord passiert.

Dass sich der Binz der Kommissarin widmet, ist seiner Funktion geschuldet. Auch wenn der Hausmeister nichts zur Lösung des Falls beitragen wird. Der Mann repariert Steckdosen, wechselt Glühbirnen aus, und wenn es nichts zu tun gibt, dann richtet er in Zeitlupe die Hosenträger oder drangsaliert den Gehilfen.

Klein Küng scheint für heute frei bekommen zu haben.

Besser so.

Ist ein Asbacher, wenn ich das richtig verstanden habe, nicht ganz richtig im Kopf, auf jeden Fall anders, kann keinem Menschen in die Augen schauen.

Ein lieber Kerl. Das wohl.

Trägt dem Meister die Werkzeugkiste hinterher, verliert gern den Anschluss, bleibt wie angewurzelt stehen, einfach so. Greift sich mit der freien Hand erst ans eine, dann ans andere Ohrläppchen, erst rechts, dann links, dann wieder rechts – wie dieser Tennisspieler, wie heißt er noch gleich, nicht der Federer, der andere, der Ballermann ... ach!

Bei Klein Küng folgt kein Aufschlag, nichts weiter geschieht, auch wenn er dem Binz wohl die Kiste gern vor die Füße werfen würde. Hat er sein Ritual beendet, tritt er weiter, manchmal nur wenige Schritte, und die Ohrläppchenzupferei beginnt von neuem, erst rechts, dann links, dann wieder rechts.

Kommt mir so vor, als produzierte der Kleine ständig Netzroller. Ihm allerdings egal, auf welche Seite der Ball fällt. Völlig unbeeindruckt, der Küng, von dem, was da vor sich geht. Nimmt irgendwann,

scheinbar aus dem Nichts heraus, den nächsten Anlauf, bricht wieder ab, und so fort, der ungekrönte König der Unfertigkeiten.

Ich konnte dem Beamten nicht weiterhelfen. Ich bin nur Hanni, die Putze.

Ich meine, es liegt auf der Hand, dass der alte Assinger, einer der Stammgäste, mit dem Verbrechen etwas zu tun hat. Dieser komische Kauz, der jeden Donnerstag und zuweilen auch freitags, als hätte er etwas vergessen, durch die Säle des Museums schleicht.

Wie aber hätte ich das dem Schlaks im Anzug mitteilen sollen?

Ich mag gut riechende Männer, und dieser Assistent weiß um die richtige Dosis, keine Frage, mehr als ein Hauch, aber keine Wolke. Hat schon was für sich, so ein Jüngling.

Die Frauen seiner Generation tragen alle zu dick auf, überbetonte Wimpern, leuchtende Lippen und kein Gespür für Parfum. Das wird im späteren Leben schlimmer und schlimmer: Nebeln sich morgens, kurz vor Verlassen des Hauses, ein in der Hoffnung, der Wohlgeruch möge anhalten. Die Absätze werden mit der Zeit allerdings niedriger.

Gibt schon auch welche, die sich anzupassen wissen, Karriere machen und sich einen schnieken Assistenten halten. Hat was mit ausgleichender Gerechtigkeit zu tun, mit Substitution, wenn ich die Hundetherapeutin richtig verstanden habe.

Wie auch immer.

Habe mich von dem Mann nicht ungern befragen lassen. Wer weiß, wie ich mich der Kommissarin gegenüber geschlagen hätte.

Allerdings!

Man soll Assistenten nie unterschätzen, denn sie werden dazu angehalten, für andere mitzudenken.

Der junge Beamte erinnert mich an einen Flugbegleiter, nicht ohne Selbstbewusstsein, höflich und korrekt. Ein Flugbegleiter jedoch erfragt die Wünsche der Gäste und nicht Informationen über besondere Vorkommnisse. Das ist ein Unterschied.

Ich wollte nie Stewardess werden, auch wenn das, als ich noch in Form war, jedoch nicht ganz so naiv wie meine besten Freundinnen, sehr im Schwang gewesen ist.

Da lernst du die Welt kennen.

Womöglich lädt dich der Pilot auf einen Drink ein. Oder der Co-Pilot. Ein attraktiver Fluggast oder auch zwei. So richtig verlockend erschien mir das nie, obwohl ich die engen Röcke sehr gern getragen habe.

Als ich angekommen bin, war das Schlamassel bereits angerichtet. Wir erscheinen nicht zur Türöffnung, wir sorgen an den Abenden dafür, dass für den nächsten Tag alles blitzblank ist. Wie hätte ich da den Assinger als Verdächtigen nennen können?

Die unfehlbare Intuition einer Putze?

Der Assinger war gestern Abend nicht hier. Nun, vielleicht doch. Gesehen habe ich ihn aber nicht. Ich habe nichts Außergewöhnliches beobachtet. Der

Assistent wollte mir nicht einmal verraten, wann genau der Mord geschehen ist. Schon am Vorabend? Während der Nacht? Oder doch erst morgens früh?

Den Tatsachen getreu erklärte ich, dass die Direktorin vor drei oder vier Jahren die Modalitäten gewechselt habe, es keine Frühschicht mehr gebe, wir stattdessen groß auftreten, wenn sich die Tore abends schließen.

Warum es zu diesem Wechsel kam, entzieht sich meiner Kenntnis. Zwei der drei Kolleginnen gehen noch anderen Jobs nach. Das könnten sie nicht, müssten sie schon frühmorgens hier antreten.

Vielleicht liegt es daran ...

... vielleicht auch nicht.

Wichtig ist der Direktorin, dass eine von uns während der Öffnungszeiten Präsenz markiert, Kontrollgänge macht, kleine Korrekturen vornimmt. Ganz verkehrt ist das nicht. Auch in einem Museum gelten die Gesetze der Schwerkraft. Was die Menschen alles fallen lassen, bewusst oder unbewusst, vorsätzlich oder versehentlich!

Immer bleibt etwas liegen. Da ein Popel, dort ein Autoschlüssel, Schnuller oder Bleistiftstummel, daneben allerlei Kleinpapier: Quittungen, Parkscheine, Einkaufszettel, meistens zerknüllt.

Einmal fand ich einen Ehering. Mir passte er leider nicht. Ich hätte aber allzu gern gewusst, ob dieser verloren gegangen oder verloren gegeben worden war.

»Gestatten, Odradek.« – Wie lange habe ich das nicht mehr gesagt! Gegenüber einer hohen Beamtin aber, zumal es sich um die Kommissarin des hiesigen Morddezernats handelt, da ist es angezeigt, sich ordentlich vorzustellen. Wir Museumswärter tragen ja seit geraumer Zeit keine Uniform mehr. Die Gründe dafür sind mir entgangen. Mich hat die Frau gleichwohl erkannt, so zielstrebig, wie sie auf mich zugekommen ist.

Eine aufgeweckte Person, diese Frau Kommissarin, hält jedem Blickkontakt stand, kam gleich auf den Punkt, wollte wissen, wann ich gestern die Türen geschlossen, wann heute früh wieder geöffnet habe. Und nein, eine Nachtwache gebe es länger schon nicht mehr, ergänzte ich ungefragt, seit dem Umbau des Museums gehe man davon aus, dass dies Gebäude sicherer sei als eine Bank.

Mit wenigen Worten bin ich zum Hauptverdächtigen avanciert. Wer außer mir wäre in der Lage gewesen, nachts unbemerkt das Museum zu betreten? Das der Gedanke, der im Kopf der Kommissarin Gestalt angenommen hatte. Das sah ich sofort. Die Augen zugekniffen, den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, die Ohren gespitzt. Und ich fügte hinzu: »bombensicher«. Völlig überflüssig, mir so rausgerutscht, einer Indisposition wegen, die ich so an mir gar nicht mehr kenne. Nicht einmal die Direktorin

dürfte volle Einsicht ins Sicherheitsprotokoll des Gebäudes haben. Auch das noch! Ja, bin ich hier denn der Trottel vom Dienst?

Da wird ein alter Mann plötzlich redselig, als hätte man ihm einen Tritt verpasst, ihn die Folterkammer geschleppt, einen verborgenen Knopf gedrückt. Dabei hätte ich nur zu sagen brauchen, dass das Öffnen und Schließen der Türen Sache des Hausdienstes ist. Meister Binz vorschieben, nichts leichter als das! Warum nur habe ich es nicht getan? Ich kam mir wohl wichtig vor. Die Beute bleibt ahnungslos, bis es zu spät ist. Alter schützt vor Torheit nicht, stimmt schon!

Sonst rede ich kaum, werde auch selten etwas gefragt, tausche mich, wenn überhaupt, mit einem unserer Stammgäste aus, dem Assinger, den wir auch *den Besucher* nennen. Das aber ist die Ausnahme, da herrscht eine alte Vertrautheit, die gegenseitige Gewöhnung hat uns über die Jahre einander nähergebracht. Diese fremde Frau allerdings? Sie schafft es spielend, zur Friseurin zu werden, zu einer dieser Zufallsbekanntschaften, auf die man genau dann trifft, wenn man sein Herz ausschütten will, dies sogleich tut, jede Rücksicht fahren lassend, nur noch auf Erleichterung aus, weil das, was an einem nagt, ausgesprochen sein will.

Ein Kapitalverbrechen ist verübt worden, das dafür von Staates wegen zuständige Personal wird aufgeboten und geht seiner Pflicht nach. Schöne Friseurin! Ohne Kamm und Schere. Aber mit Kurzhaarschnitt. Schneidig, irgendwie, zweischneidig

in jedem Fall! Ob ich mir vergangene Nacht Zutritt verschaffen, unbehelligt mein Unwesen im Museum hätte treiben können? Lassen wir diese Frage mal hübsch unbeantwortet.

Ich kappte den Faden, unterband den Sprechfluss, so gut es ging, wollte mich nicht noch weiter verheddern. Auch das bemerkte die Kommissarin, ließ es jedoch auf sich beruhen, vorerst, so fürchte ich.

Ein wenig ins Schwitzen geraten, versagte ich mir, ein Taschentuch hervorzukramen, dachte an Kopf und Kragen, dachte, keine gute Idee, sich jetzt die Stirn abzutupfen, machte auf alten kleinen Mann, pflichtbewusst, aber in der fraglichen Sache nicht zuständig. Frauenleiche auf der Herrentoilette? Noch einen Scheitel wollte ich mir nicht ziehen lassen.

Wüsste ich es nicht besser, ich dünkte, die Beamten selbst hätten die Leiche hereingetragen. Das verschweige ich, versteht sich, will meinerseits nicht auf weitere Bruchstellen hinweisen, die Frau ist schon scharf genug, pardon, auf Zack, die wird hier im Handumdrehen alles auf den Kopf stellen, den Täter dingfest machen und abführen.

Meine Verunsicherung rührte wohl vom Schäferhund, den ein Beamter am Geschirr während der Befragung im Rücken der Kommissarin an uns vorbeiführte. Das weckte Erinnerungen. Mir schon klar, dass eine Hunderasse für den Missbrauch, den Menschen an ihr verüben, nichts kann. Hunde sind Seelenwächter. Nicht alle. Auch unter Hunden gibt

es Unterschiede, manche sind mit eigenen Nachstellungen beschäftigt, suchen ihrerseits nach Orientierung, andere aber schmiegen sich den Menschen an, einige leben mit ihrem Frauchen oder Herrchen nachgerade in Symbiose, werden zum verlängerten Arm, zum stellvertretenden Auge, so wie der Merkel für die Hanni. Ist der Collie an ihrer Seite, sind die beiden ein Leib.

Merkel ist mir zugetan, was für Hanni so nicht gilt. Da steht ihr die Eifersucht im Weg. Einmal jedoch erzählte sie mir von Seelenspiegeln, ihren Dämonen, da merkte ich, dass diese Putzfrau nicht nur Oberflächen behandelt. So richtig ins Vertrauen will sie mich aber nicht ziehen. Mein Fehler. Ich bin nun mal kein Frisör.

Nicht auszudenken, was geschehen wäre, hätte ich bei der Befragung eben meine Papiere vorweisen müssen. Ich habe inzwischen einen Wohnsitz, das wohl, registriert aber, sprich mit einer offiziellen Identität versehen, bin ich lange nicht mehr.

Ob ich slawischer oder deutscher Herkunft sei, meine Nase weise doch eindeutig in östliche Richtung. Die Frage war nicht neu. Sie schwebte über Jahrhunderte schon im Raum. Damals aber, während des Krieges, schien mein Todesurteil gesprochen, jeder Muskel des Schäferhunds an der Hand des Polizisten war gespannt, ich kramte geschäftig in den Innentaschen meines abgetragenen Jacketts, hoffte darauf, mir würden von Geisterhand Papiere zugespielt. Die richtige Kennkarte besaß ich nie.

»Sie folgen uns auf die Kommandantur«, sagte derjenige im schwarz-grünen Ledermantel, der Ranghöhere der beiden, und er sprach in einem Ton, der mein Schicksal besiegelte. Da fiel ihm die Sirene ins Wort, laut anschwellend, und es war, als würde in den beiden Männern ein Schalter umgelegt. Einzig Blondi wollte nicht von mir ablassen, hätte ihre Fangzähne am liebsten in meine Wade geschlagen. Dieses Bild prägte sich mir ein, im Augenblick, das Ende vor Augen.

Ein kräftiger Zug an der Leine ließ die Hündin die Stoßrichtung wechseln. »Sie halten sich zur Verfügung!« Die Gesichter der beiden Männer vergaß ich schnell, Blondi hingegen hat sich in meinem Gedächtnis festgehakt, darauf abgerichtet, auf Kommando zuzubeißen. Wer in aller Welt tauft einen Hund Blondi?

Das Motto damals: *Denunzianten aller Parteien, verpfeift einander!* Das war die schlimmste Zeit. Die Unzeit. Sie hielt eine ganze Generation gefangen. Und als der Krieg vorbei war, kamen die meisten nicht mehr frei, den Geist für immer verseucht, ging es so manch Überlebendem schlechter als den Toten. Einige machten weiter, als sei nichts gewesen. Klopfen sich eben mal die Klamotten ab oder ließen sich reinwaschen. Die Leute wurden ja gebraucht. Das große Vergessen setzte ein.

Auf solch ein Abenteuer mag ich mich nicht mehr einlassen, die Wanderschaft hat ein Ende gefunden. Unverhofft wurde mir wenige Jahre nach dem Krieg Therapie zuteil. Denn ich begegnete Albertos

Hund. Mir war, als sei die heißkalte Skulptur eben aus der Hölle ins Licht getreten. Vulkanisch und vereist, beides in einem, ein unvorstellbares Konzentrat, als hätte das Unbegrenzte eine Dichte, eine unausweichliche Präsenz bekommen.

Alberto erkannte meine Lage, nahm mich beiseite und gestand mir flüsternd: »Eines Tages sah ich mich so auf der Straße gehen. Der Hund da, das bin ich.« Ich hörte die Worte und sah die ausgemergelte Gestalt mit anderen Augen. Gräueltaten sind menschlich, die Angst macht der Vorstellung Bilder, kein Hund aber wird jemals erröten. Du kommst nur immer auf dich selbst zurück. Kein Hund wirft ein Stöckchen, achte also stets auf den Bumerang.

Wenn wir uns die Vergangenheit vergegenwärtigen können, dann geht das auch für die Zukunft. Jedes Bild ist eine Keimzelle, jeder Rahmen eine Membran, so pulsiert das Leben. Der Assinger hat diesen Blick, nicht für jedes Kunstwerk, das nicht, bei einigen aber, da bin ich überzeugt, gelingt ihm die Fusion.

Als mein Jugendfreund Wilhelm seinen universalen Geist entfaltete, erzählte er mir von Monaden. Der Raum ist die Ordnung der zur gleichen Zeit existierenden Dinge, die Zeit die Ordnung ihrer Veränderungen. Wilhelm schimpfte auf die Anhänger der Atomtheorie, ihre Ansichten seien lediglich geeignet für einfache Gemüter, wer die Welt auf Substanzen reduziere, lasse das Leben außen vor.

Wenn Menschen von der »besten aller möglichen Welten« sprechen, dann weiß ich, mein alter Freund wird zitiert. Ist aber nur ein losgelöster Spruch. Kaum einer weiß, was es damit auf sich hat. Mich eingeschlossen.

»Schau dir die einzelnen Teile an, Odradek, sag mir, was du siehst!« In einer Mühle wollte mir Wilhelm zeigen, wie sehr es auf das ankommt, was ich nicht sehe. Frisch balbiert, die Perücke ins rechte Licht gerückt, stellte er sich akimbo in Pose und dozierte über die inneren Aktionen der Monaden. Wie weiland Orlando furioso. So kam er mir vor, als der wandelnde Schalk, wie er sich vorzugsweise in höfischer Gesellschaft produzierte.

Die Geschichte ist vertrackt, und zwar weil sich Orlando in die heidnische Prinzessin Angelika verliebt hatte, worauf er von Gott zur Strafe seines Verstandes beraubt wurde. Dieser Verstand befand sich fortan in einer versiegelten Flasche auf dem Mond – und genau diese Flasche sollte Ritter Alfonso, der Paladin Karl des Großen, in dessen Auftrag zurückholen. Schließlich war Orlando der Neffe Karls.

Ich war bei diesen Auftritten Wilhelms nie dabei, wie auch, doch ich habe noch heute eine Vorstellung davon, wie er, je nach Reaktion der Dame seines Begehrens, sich weiter als rasenden Roland kaprizierte oder sein holdes Gegenüber in der Rolle des Ritters bezirzte. Wie sagte er doch stets: »Die Kappe trägt der Narr, meiner einer begnügt sich mit seiner Perücke.«

Ich dachte ja, am Ende gibt's Brot, das denke ich

noch heute, und Wilhelm war derweil bei Zenon angelangt, einem seiner Idole. Was waren das für Zeiten! Da machte man sich noch Gedanken über die Flugbahn eines Pfeils. Heute wird vornehmlich aus der Hüfte geschossen, beidhändig losgeballert. Die jungen Männer schnitzen sich einen mächtigen Bart und stellen sich mit geschorenen Köpfen zur Schau, wissen aber längst nicht mehr, was sich gehört, geschweige denn, einen geistreichen Flirt anzuzetteln.

Verkehrte Welt, würde Wilhelm konstatieren oder auf den Flaschenberg hinweisen, der sich mittlerweile auf dem Mond angesammelt hat.



FOTO: Christian Doppler

MARKUS BUNDI, 1969 geboren, lebt heute in der Nähe von Zürich. Er studierte Philosophie und Germanistik, arbeitete als Sport- wie auch als Kulturredakteur und unterrichtet seit vielen Jahren an der Alten Kantonsschule Aarau. Seit 2001 publiziert er literarische und essayistische Texte. Zuletzt von ihm bei Septime erschienen: *Alte Bande* (Kriminalroman, 2019) sowie *Der Junge, der den Hauptbahnhof Zürich in die Luft sprengte* (Erzählungen, 2020), *Die letzte Kolonie* (Roman, 2021) und *Denkzettel* (Betrachtungen zur Lage der Gesellschaft, 2022). Für seine Arbeiten als Schriftsteller und Herausgeber wurde er mehrfach ausgezeichnet.



Markus Bundi
Die letzte Kolonie
Roman

Gebunden
168 Seiten, WG: 1112
ISBN: 978-3-99120-003-1
Auch als E-Book

Zu wenige Ressourcen für zu viele Menschen führen dazu, dass unter Tage eine Kolonie gegründet wird. Die Überzähligen bilden fortan die Schicht der Untermenschen. In ihren Möglichkeiten kleingehalten, arbeitet die Kolonie in einem fortwährenden Dämmerzustand den Oberen zu – bis ein Experiment einige der Unterdrückten erwachen lässt, das Gleichgewicht zwischen oben und unten allmählich ins Wanken bringt. Während an der Oberfläche die Lebensbedingungen immer schlechter werden, treibt in der Unterwelt ein Todesengel sein Unwesen. Die Welt gerät ein weiteres oder vielleicht das letzte Mal aus den Fugen.

»Markus Bundis Roman besticht durch herrliche Beobachtungen und geistreiche Einfälle [...] tiefgründiger und besser als jeder Schweizer Tatort.«

JÜRIG ALTWEGG, FRANKFURTER ALLGEMEINE ZEITUNG

»Die letzte Kolonie des Schweizer Schriftstellers Markus Bundi ist Slipstream vom Feinsten.«

SAMUEL HAMEN, DEUTSCHLANDFUNK

www.septime-verlag.at